

Analytische Sprachentwicklung und linguistische Teleologie.

Die Ansicht, dass die klassischen Sprachen durch ihre Struktur zweckmässiger seien als die neueren westeuropäischen Sprachen, wie Englisch und Französisch, rechnen wir heutzutage zu den erst neuerdings abgelegten Irrtümern. In Wirklichkeit wurde aber die Überlegenheit des Lateins schon vor beinahe zweihundert Jahren bezweifelt. Besonders in Frankreich bekämpften sich um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts "les anciens" und "les modernes". So machte LE BATTEUX in seinem *Traité de l'inversion* polemisch geltend, dass im Französischen das Fehlen der Akkusativendung die feste Wortfolge erzwungen habe und dass diese Wortfolge weniger natürlich sei als diejenige des Lateins. Dies ist von PLUCHE, in *La manière d'étudier les langues* (zitiert nach DE BROSSES, *Traité de la formation mécanique des langues*, Paris 1765) durch die Vergleichung einer lateinischen Periode mit ihrer französischen Übersetzung erläutert worden:

Goliathum proceritatis inusitatae virum (1) David adolescens (2) impacto in ejus frontem lapide (3) prostravit (4): et allophylum cum inermis puer esset (5) ei detracto gladio (6) confecit.

Le jeune David (2) renversa (4) d'un coup de fronde au milieu du front (3) Goliath homme d'une taille prodigieuse (1) et tua (7) cet étranger avec son propre sabre qu'il lui arracha (6): car David étoit un enfant désarme (5).

PLUCHE knüpft an die zwei Perioden folgenden Kommentar: "Dans la marche que l'on fait prendre à la phrase française, on renverse entièrement l'ordre des choses qu'on y rapporte; et pour avoir égard au génie, ou plutôt à la pauvreté de nos langues vulgaires, on met en pièce le tableau de la nature. Dans le françois, le jeune homme renverse avant qu'on sache qu'il y ait quelqu'un à renverser: le grand Goliath est déjà par terre, qu'il n'a encore été fait aucune mention ni de la fronde, ni de la pierre qui a fait le coup: et ce n'est qu'après que l'étranger a la tête coupée, que le jeune homme trouve une épée au lieu de fronde pour l'achever. Ceci nous conduit à une vérité fort remarquable, que c'est se tromper de croire,

comme on fait¹⁾, qu'il y ait inversion ou renversement dans la phrase des anciens tandis que c'est très-réellement dans notre langue moderne qu'est ce désordre. Le latin présente dans sa simplicité historique un vrai tableau du fait; et si vous y considérez l'adresse avec laquelle la langue latine dispose ses termes, vous y trouverez plus que l'art des peintres même ne peut fournir. Ceux-ci n'ont qu'un instant à vous livrer: au lieu que vous avez ici la continuité de l'action, et le progrès des circonstances qui se succèdent.²⁾ Vous voyez d'abord (1 et 2) selon l'ordre de la nature les deux champions en présence, et la disproportion de l'un à l'autre: puis on les met aux prises. (3) La pierre partie de la fronde du jeune homme, bris le front du géant: il tombe (4). Le jeune Hébreu se trouvant sans armes (5) lui enlève son épée (6) et l'acheve (7). Ici l'ordre grammatical du latin se rend esclave de la nature; et quoiqu'il conserve ses droits en donnant à chaque terme l'inflexion et la termination qui en caractérise l'emploi, cependant la suite des choses significatives n'est point dérangée par l'ordre du latin: au contraire la marche de la phrase est précisément comme celle de l'action."

Das angeführte dürfte besser begründet sein als die entgegengesetzte Behauptung, mit der HERBERT SPENCER seinen Aufsatz *The philosophy of Style* einleitet. Auf jedem Fall sehen wir, dass die Frage nach der Zweckmässigkeit der Sprachentwicklung schon zu jenen Zeiten eingehend besprochen wurde.

Gegen die Überschätzung der klassischen Sprachen trat in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts J. N. MADVIG, der Verfasser der besten lateinischen und griechischen Satzlehren, auf. In einer 1835 erschienenen Schrift (die später als „Kleinere philologische Schriften“ in deutscher Übersetzung gedruckt wurde) hebt MADVIG die Einfachheit hervor, die im Englischen dadurch erzielt worden ist, dass der Genusunterschied nur natürliches Geschlecht bezeichnet; als einen anderen rühmenswerten Zug erwähnt er, dass der Geschlechtsunterschied nur an den Pronomina zum Vorschein kommt. Er bekämpft die hergebrachte Ansicht, dass es besonders logisch sei, das Genus, den Numerus oder den Kasus des Substantivs dadurch hervorzuheben, dass entsprechende Endungen an das Attribut oder das Prädikat gefügt werden. Die Sprache hat ja garnicht die verkehrte und sehr unlogische Absicht, als Eigenschaft des Prädikates dasjenige zu bezeichnen, was nur eine Eigenschaft des Subjektes ist. Diese ganze Entwicklung von Formen des Prädikates und des Attri-

¹⁾ Von mir gesperrt. B. C-r.

²⁾ Vgl. Lessings *Laokoon*. B. C-r.

butes — d. h. die Kongruenz — ist nach der Ansicht MADVIGS eine Verzierung, deren Ursprung in der Schwerfälligkeit der jungen Sprache liegt, in ihrem Streben nach Deutlichkeit, bevor sie noch feste und klare Normen erhielt oder in ihrer kindisch wiederholenden Umständlichkeit. In einer etwas späteren Schrift (aus d. J. 1842) äussert MADVIG, dass das Englische in jeder Hinsicht ebenso ausdrucksfähig sei wie z. B. die formenreiche griechische Sprache, und fügt hinzu, dass die geringe Anzahl der Flexionsformen garnicht in demselben Masse Mangel an Bezeichnungen bedeute. Im Satze *The king has seen the man* wird *the man* nicht weniger deutlich und sicher als *Objekt* bezeichnet, als dies im Deutschen und in den alten Sprachen durch den Akkusativ geschieht.

MADVIG legt den Finger auf die wunde Stelle, wenn er anlässlich der vermeintlichen Überlegenheit der klassischen Sprachen äussert:

„Indem die zwei alten Sprachen, die als zu voller Entwicklung gekommene Literatursprachen überliefert waren, früher als die neueren Gegenstand einer (einigermassen) wissenschaftlichen Darstellung wurden, vorzüglich diejenige, die zugleich auf lange Zeit als Schriftsprache der Gelehrten diente, und in der Abstraktion und begriffsmässige Auffassung eine grössere Rolle spielen musste, überführte man die Vorstellung einer strengeren Logik von der Behandlungsart auf den Gegenstand selbst, besonders auf das Latein, das man in ein vollständiges und geschlossenes System syntaktischer Regeln hatte bringen müssen.“

Nach der Ansicht MADVIGS kann keine Rede davon sein, dass die formreichen Sprachen im Gegensatz zu den einfacheren besonders logisch seien. Vielmehr könnte man, wo das Ergebnis eines überflüssigen oder zufälligen Motives in Wegfall gekommen ist, wie etwa das Bezeichnen des Genus im Englischen (im Artikel und im Attribut) von einem Fortschritt reden.

Dass schon um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts die unbedingte prinzipielle Überlegenheit der neueren Sprachen gepredigt wurde, ersehen wir daraus, dass WHITNEY (*Life and growth of language*, 1875 vor dieser Auffassung warnt:

„Es gibt hervorragende Philologen mit englischer Muttersprache, welche die englische analytische Ausdrucksweise als die einzige vernunftgemässe und logische betrachten, während sie die synthetische Ausdrucksweise des Griechischen geringschätzen und darin ein Kennzeichen eines rohen und unentwickelten Zustandes der Geisteskräfte sehen wollen.“

Mit dieser alten Streitfrage ist seit dem Aufblühen der historisch-vergleichenden Sprachforschung eine rein theoretische Frage verknüpft worden, nämlich die, ob die zunehmende Vereinfachung des Formenbestandes, die sich in der Geschichte sämtlicher indoeuropäischen Sprachen beobachten lässt, etwa ein gemeingültiger Zug der Sprachentwicklung sein. Auch hier hat WHITNEY schon vor sechzig Jahren den Stand der Frage klar festgelegt:

„Während der unerhört langen vorhistorischen Periode und vor der Trennung der Sprachzweige hat das Flexionssystem — einen Reichtum und eine Fülle erreicht, die späterhin fortwährend abgenommen haben. — Es sind immer mehr Mittel anderer Art hinzugekommen: Hilfsverba, Fornwörter —. Diese späteren Mittel nennt man analytische im Unterschied von den synthetischen. Als bezeichnende Beispiele der beiden Ausdrucksweisen können angeführt werden: *er würde gehebt haben* und *er wird geliebt werden* im Gegensatz zu *amavisset* und *amabitur* im Latein. Einige Gelehrten haben diese Tatsache als einen Beweis gegen einen ursprünglichen Wurzelzustand der Sprache angeführt und nehmen lieber eine von unbegrenzter Vielsilbigkeit gekennzeichnete Urperiode an, aber offenbar mit Unrecht; der Beweisgrund wäre nur unter der Voraussetzung annehmbar, dass es in der Sprache keine Bildung neuer Formen, sondern nur Abnutzung und Formenverlust gäbe.“

Die Lehre von der Überlegenheit der analytischen Sprachen (besonders des Englischen) einerseits und von einer allen Sprachen auf allen Stufen gemeinsamen, durch die Zweckmässigkeit hervorrufenen Entwicklung von synthetischer zu immer mehr ausgeprägt analytischer Struktur andererseits wird mit grossen Geschick von OTTO JESPERSEN verfochten. Da JESPERSEN einer der führenden Namen der allgemeinen Sprachwissenschaft ist, brauchen seine Thesen und seine Beweisführung hier nicht behandelt zu werden (die Hauptdarstellungen sind: *Studier over engelske Kasus* 1891, *Progress in language* 1894, *Language, its Nature, Development and Origin* 1922).

Diese Lehre hat in den letzten Jahrzehnten wenig Widerspruch erweckt. Ich verweise auf JESPERSENS *Language*. In einem auf dem Schwedischen Philologen- und Historikerkongresse zu Helsingfors 1922 gehaltenen Vortrag hat BRÖNDAL die Theorie von der ausschliesslich analytischen Richtung der Sprachentwicklung beanstandet. ROYEN widerlegt in seinem Werke die nominalen Klassifikations-Systeme in den Sprachen der Erde

(1929), hierher gehört auch die sarkastische Bemerkung JESPERSSENS, dass man in der sprachwissenschaftlichen Literatur insgesamt nur drei Beispiele von durch Anschmelzen selbständiger Wörter (Agglutination) entstandenen Endungen finde, nämlich den Mediopassiv der nordischen Sprachen, das romanische Futurum und der angehängte bestimmte Artikel im Rumänischen.

Einen durch Anschmelzung des Reflexivpronomens entstandenen Passiv gibt es, wie ROYEN hervorhebt, auch im Russischen und in den baltischen Sprachen. Angefügten bestimmten Artikel gibt es auch im Bulgarischen (einigermassen gleichfalls im Russischen), im Albanischen, im Armenischen und schliesslich im Mordwinischen (sowie auch in etlichen anderen finnisch-ugrischen Sprachen). Einen angefügten *unbestimmten* Artikel gibt es in mehreren Sprachen. In diesem Zusammenhang weist ROYEN auch auf die attributive Beugung der Adjektive in den slavischen und baltischen Sprachen hin. Im Russischen *novyj, novaja, novoje* "neuer, neue, neues" oder "der, die, das neue" handelt es sich ja um das Anfügen des nunmehr im selbständigen Gebrauch verschollenen Pronomens *ŷi*. Durch Anschmelzung entstandenes Futurum kommt im Altindischen, im Neugriechischen und im Serbischen vor. Auch sonstige Fälle von Anschmelzen werden von ROYEN angeführt.

In *Linguistique générale et linguistique française* (1932) erläutert BALLY die Struktur des heutigen Französischen unter ständiger Berücksichtigung des Gegensatzes *synthetisch ~ analytisch*.¹⁾ Er kommt zum unwiederleglichen Ergebnis, dass die Entwicklung des modernen Französischen *sowohl in synthetischer wie andererseits auch in analytischer Richtung verlief und verläuft*. Dass die verschollenen Beugungssuffixe durch Präfixe ersetzt werden, ist ja in diesem Zusammen-

¹⁾ Die scharfsinnige Weise, in der BALLY diese beiden Begriffe präzisiert, bedeutet schon an sich einen entschiedenen Fortschritt. Es sei nur beiläufig erwähnt, dass seine theoretischen Ausführungen bisweilen zum Widerspruch herausfordern. Wenn er z. B. sagt, das Adverbium *ici* drücke eine dreigliedrige Vorstellung aus, indem es für *à cet endroit* stehe, so lässt sich dagegen zunächst einwenden, dass *ici* (wenn wir dieses Interpretationsverfahren prinzipiell gutheissen) genau genommen soviel bedeutet, wie *à cet endroit-ci* (schwedisch *på den här platsen; här 'hier'*), wo *ci = ici = à cet endroit-ci*, u. s. w. in infinitum.

hang ohne Belang; Hauptsache ist, dass die "molekuläre" Selbständigkeit der Wortstämme immer mehr verschwindet.

Es wäre sehr wünschenswert, dass auch andere "analytische" Sprachen zum Gegenstand ähnlicher Untersuchungen gemacht würden. Es sei nicht behauptet, dass mit der Methode BALLYS sogar etwa im Englischen synthetische Tendenzen aufgedeckt werden könnten. Bemerkenswert scheint nur allerdings eine Beobachtung, die ich meinem Kollegen Professor ZACHRISSON verdanke, nämlich dass im heutigen Englischen der suffixale Genitiv auf dem Gebiet des präpositionalen Genitivs Boden gewinnt und nicht umgekehrt.

Mass muss JESPERSEN darin Recht geben, dass in der uns bekannten Entwicklung des indoeuropäischen Sprachstammes, sowie auch des semitischen und des chinesischen die analytische Richtung bei weitem überwogen hat. Was sagt uns aber die Entwicklung dreier Sprachen und ihrer Verzweigungen während 150 oder höchstens 200 Generationen in Bezug auf die Veränderungen sämtlicher Sprachen des Erdkreises während Tausende von Generationen?

Unsere Kenntnisse über die indoeuropäischen Ursprache beschränken sich ja auf die Angaben, die durch die Vergleichung der überlieferten Einzelsprachen gewonnen sind. Wenn wir von der mutmasslichen, auf jeden Fall sehr fernen Verwandtschaft mit dem Uralischen absehen, ist das Urindoeuropäische eine isolierte Sprache ohne Verwandte und Geschichte und kann somit prinzipiell kein Gegenstand der historisch-vergleichenden Sprachforschung sein. Allerdings muss eingeräumt werden, dass es sich nicht einwandfrei nachweisen lässt, dass bei der Entstehung des indoeuropäischen Flexionssystems das Anschmelzen selbständiger Nebenwörter an die Wortstämme eine wesentliche Rolle gespielt habe. Deshalb sind wir aber nicht berechtigt, diese Art der Synthese apodiktisch in Abrede zu stellen.

Unter den ganz wenigen Sprachfamilien, die gründlich erforscht sind, gibt es eine, wo die Spuren der synthetischen Entwicklung nicht zu verkennen sind: die finnisch-ugrische.

Im Urfinnischugrischen (und im Ururalischen) stimmten die Personalendungen der Verba in der 1. und 2. Person Sing. und Plur. mit den an die Substantive suffixal angefügten Possessivpronomina überein. Dass diese sog. Possessivsuffixe mit den

selbständig auftretenden Personalpronomina eines Ursprungs sind, kann in Hinblick auf die durchgehende formelle Ähnlichkeit der beiden Reihen nicht bezweifelt werden. Hier liegt ein Fall vor, wo die innere Vergleichung der Bestandteile einer Sprache zu sicheren Ergebnissen führen kann. Ebenso würden wir, wenn das heutige Französische eine völlig isolierte Sprache wäre, das *me* und das *te* in *ilmeladi* och *jeteledi* ohne weiteres mit *moi* und *toi* identifizieren. Selbstverständlich ist bei solchen inneren Vergleichen die grösste Vorsicht geboten. So sagt man z. B. im Schwedischen *tan, tana, tat* = *ta honom, ta henne, ta det* 'nimm ihn, sie, es'. Aber *-n, -na* sind nicht aus *honom, henne* entstanden, die eigentlich Dative sind, sondern aus den verschollenen Akkusativen *han, hana*.

Wenn also auch die finnisch-ugrische Ursprache gemäss der Natur der Dinge uns nicht viele sichere Aufschlüsse bieten kann, so gibt es in den finnisch-ugrischen Einzelsprachen doch eine Menge von Tatsachen, die genügen, um die These von der ausschliesslich analytischen Sprachentwicklung zu widerlegen.

Im Finnischen wie im Ungarischen — und auch in mehreren anderen finnisch-ugrischen Sprachen und Dialekten — herrscht die Vokalharmonie, nach der der Vokal einer Endung wechseln kann je nachdem der Wortstamm velaren oder palatalen Vokal hat. In ein paar finnischen Mundarten ist nun die Postposition *luo, loo* 'zu' der Vokalharmonie anheimgefallen, sodass sie nach palatalem Vokal in der Form *lyö* oder *löö* auftritt; man sagt also *minul-loo* 'zu mir', aber *hänel-löö* 'zu ihm' (hochfinnisch *minun luo, hänen luo*). Hier kann man von einem Kasus in statu nascendi sprechen.

Der dem Finnischen und dem Lappischen gemeinsame Komitativ auf *-ine* ist in den westfinnischen Mundarten, sowie im Estnischen abhanden gekommen. Im Westfinnischen ist er durch die Postposition *kanssa* '(zusammen) mit' ersetzt worden, die seinerzeit zum Substantiv *kansa* 'Volk' gehört. (Ob dies ein germanisches Lehnwort ist oder nicht, soll hier dahingestellt bleiben.) 'Zusammen mit dem Knaben' heisst also *pojan kanssa*. Im Estnischen ist die Postposition in abgenutzter Form dem vorangehenden Genitiv angefügt worden, z. B. *pojaga*. Dadurch ist ein neuer Komitativ entstanden, der zugleich auch das Mittel (womit) ausdrückt.

Mit dem Komitativ auf *-ine* ist der Übelstand verknüpft, dass in der Mehrzahl das *i* mit der Pluralendung *i* verschmilzt; der finnische Komitativ kann daher keinen Numerusunterschied ausdrücken. Im Lappischen ist diesem Übelstande dadurch abgeholfen worden, dass der Komitativ nur im Singular gebraucht wird, während man statt des Komitativs der Mehrzahl den Genitiv pluralis (den obliquen Pluralstamm) mit der angehängten Partikel *-guim*, *-gum*, *-gu* einsetzt. Diese Partikel kommt in der Sprache sonst nicht vor und ist mithin schlechterdings als Komitativendung (der Mehrzahl) zu betrachten. Sie ist aber aus dem Substantiv *guoi'bme* (Gen. *quoime*) 'Kamerad, Gefährte' entstanden (= finnisch *kaima* 'Namensvetter, Kamerad'; ob dies ein baltisches Lehnwort ist, soll dahingestellt bleiben).

Das Ungarische liefert ein augenfälliges Beispiel dafür, dass ein reiches Kasussystem durch Anschmelzung¹⁾ entstehen kann. Es ist nicht leicht, genau anzugeben, wie viele Kasus es im Ungarischen gibt, da ja die Grenze zwischen Kasus und Adverbien flüssig ist, man kann aber füglich mit 24 Kasus zählen. Von diesen gehen nur zwei auf die finnisch-ugrische Ursprache zurück, und die meisten von den übrigen sind anerkanntermassen durch Anschmelzung entstanden.

Der Inessiv ('in' m. Dat.) hat die Endung *-ban* ~ *-ben*, z. B. *Londonban*, *Berlinben*. 'In mir' heisst *bennem*, 'in dir' *bened*, 'in ihm' *benne*, d. h. die Inessivendung tritt hier in ursprünglicherem Gebrauch als selbständiges Wort mit angefügtem Possessivsuffix auf, etwa 'in meinem, deinem, seinem Inneren'. Diese Endung ist erst in geschichtlicher Zeit der Vokalharmonie anheimgefallen. Das heutige (*a*) *paradicsomban* 'im Paradies' wurde um 1200 *paradisumben* geschrieben, was in der Ausbildung des Inessivs noch gewissermassen eine Zwischenstufe darstellt.²⁾

¹⁾ Es sei hier dieser Terminus (lat. *affusio*) empfohlen, da ja Agglutination (agglutinierende Sprachen) eine gewissermassen lose, oder sagen wir sichtbare Anfügung bezeichnet.

²⁾ Im Lappischen, wo der Inessiv nicht nur 'in', sondern auch 'auf' (bisweilen 'an') bezeichnet, gibt es besondere Postpositionen (mit Genitiv), um 'in' und 'auf' zu bezeichnen. Dabei ist ein Ansatz zur Bildung eines Inessivs im engeren Sinne zu verspüren; z. B. *koate-sin* 'im Zelt' neben *koate sinne* 'drinnen im Zelt'.

Der Elativ ('aus') hat die Endung *-ból* ∞ *-böl*, z. B. *Londonból*, *Berlinból*. 'Aus mir' heisst *belőlem*. Die Endung hat früher *-belől* gelautet (und kommt mundartlich vereinzelt noch heute in dieser Form vor).

Der Illativ ('in' mit Akk.) hat die Endung *-ba* ~ *be*, z. B. *Londonba*, *Berlinbe*. 'In mich' heisst *belém*. Die Endung hat früher *-bele* gelautet (und kommt mundartlich noch heute in dieser Form vor).

Ben(n), *belől* und *bele* sind eigentlich nichts anderes, als drei verschiedene Kasusformen des Substantivs *bél* (unbekannten Ursprungs) 'intestinum, medulla, pars interior'.

Der Ablativ ('von, von — an') hat die Endung *-tól* ~ *-től*, z. B. *Londontól*, *Berlintől*. 'Von mir' heisst *tőlem*. *Től* ist eigentlich ein Ablativ (mit der ursprünglichen finnisch-ugrischen Ablativendung) eines Substantivs, das von Haus aus wohl 'das dicke Ende (eines Baumstammes)' bedeutete.

An der Grenze zwischen Kasusformen und Adverbien stehen die auf *-kor* endenden Formen, wie *háromkor* 'um drei Uhr', *szüretkor* 'zur Zeit der Weinlese', *ekkor* 'zu dieser Zeit, dann'. *Kor* bedeutet als selbständiges Wort 'Alter, Zeit'. Das Ausbleiben der Vokalharmonie deutet eine gewisse Selbständigkeit der Endung an, und man könnte sogar geneigt sein, hier eher von einer Zusammensetzung als von einer Ableitung zu reden. Diese Stufe erscheint aber schon überschritten in der mundartlichen Form *ekkő* = *ekkö*, *ekkor*.

Das angeführte genügt um eine klare Vorstellung vom Aufbau des ungarischen Kassystems zu geben. Diese den Finno-ugroisten schon längst wohlbekannten Tatsachen sind auch für die allgemeine Sprachwissenschaft nicht unwichtig. Im Ungarischen liegt ein Kassystem vor, das in historischer Zeit durch Anschmelzung entstanden ist, und wir können an der Hand des heutigen und überlieferten Formenbestandes die verschiedenen Stufen der morphologischen Entwicklung verfolgen. Angesichts dieser Tatsachen können wir nicht behaupten, dass die Sprachentwicklung durchweg in analytischer Richtung verlaufe, sondern wir müssen im Gegenteil die Anschmelzung auch in solchen Fällen als möglich, ja sogar als wahrscheinlich annehmen, wo die Spuren der systembildenden Wirksamkeit verschüttet sind.

Es wurde schon oben erwähnt, dass im Urfinnisch-ugrischen die Personalendungen der Verba zum grossen Teil aus Pronomina entstanden sind. Im Ungarischen (ebenso wie im Wogulischen, Ostjakischen und Mordwinischen) ist dieses Verfahren von neuem zur Verwendung gekommen, zunächst in solchen Fällen, wo ein bestimmtes Objekt der 3. Person vorliegt. Im Singular kommt die Übereinstimmung zwischen den Possessivsuffixen der Substantive und den Personalendungen der sog. objektiven Konjugation zum Vorschein in Beispielen wie: *Várom a párom* 'ich erwarte meine Gattin' (eig. 'mein Paar'), *a párod várod?* 'erwartest du deine Gattin?', *párja várja* 'seine Gattin erwartet ihn'. Wenn das Subjekt in der 1. Person Sing. und das Objekt in der 2. Person (Sing. oder Plur.) steht, wird das Objekt durch eine infigierte Endung bezeichnet, die offenbar auf das Possessivsuffix der 2. Person zurückgeht: vgl. *várlak* 'ich erwarte dich' (od. 'euch') mit *várok* 'ich warte'.

Im Mordwinischen ist die objektive Konjugation am reichsten entwickelt. Im Mokša-Dialekt hat das Präsens Ind. (Akt.) 22 verschiedene Formen, um sowohl am Objekt wie am Subjekt die drei Personen und die zwei Numeri zu unterscheiden. (Das System würde eigentlich 28 Formen verlangen.)

Haben wir nicht auch im Schwedischen eine objektive Konjugation in nuce in Fällen wie *tån, tåna, tåt* 'nimm ihn, sie, es', *ska-ja-tån?* (= *skall jag taga honom?*) 'soll ich ihn nehmen', *ja-tån, ja-tåna, ja-tåt* (= *jag tar honom, henne, det*) 'ich nehme ihn, sie, es', *skaru-tån, skaru-tårom?* (= *skall du taga honom, dem?*) 'wirst du ihn, sie nehmen'? Oder gar im französischen *jeteledi*, wo ausser dem Subjekte sowohl das indirekte, als auch das direkte Objekt durch Präfigierung angegeben werden.

Wenn sich also neben der analytischen Richtung der Sprachentwicklung eine synthetische unwidersprechlich feststellen lässt, so liesse sich ja immerhin als eine Möglichkeit annehmen, dass die erstere die wesentliche Hauptrichtung sei. Dann aber muss man, wie schon hervorgehoben wurde, annehmen, eine jegliche Sprache sei in ihren ersten Anfängen so verwickelt, so unendlich formenreich gewesen, dass z. B. das Altindische mit seinem Reichtum an Verbalgenera, Modi, Tempora und Personalendungen im Vergleich zur allerersten Stufe der Sprache einen sogar armseligen Eindruck machen würde.

Dies ist leichter zu sagen als zu denken. JESPERSEN verrät eine grosszügige Phantasie wenn er behauptet, dass die ersten Prinzipien der Sprache aus zum Feiern einzelner merklicher Ereignisse improvisierten, unter Tanz abgesungenen weitschichtig langen ungegliederten Tiraden bestanden hätten; aber wenn veranschaulicht werden sollte, wie jene hypothetischen Sesquipedalia sinnvolle Sätze und Worte haben erzeugen können, wird der Leser, der den intuitiven Riesensprung nicht mitmachen kann, im Stich gelassen.

Wie JESPERSEN in sehr lehrreicher Weise nachgewiesen hat, hängt das Verschwinden des altenglischen Kasussystems damit zusammen, dass dieses System unvollkommen war, besonders insofern durch phonetische Veränderungen verschiedene Kasusformen lautlich zusammengefallen waren. Nach der Ansicht JESPERSEN konnte die phonetische Abnutzung öfter nur dann stattfinden, wenn die alten flexivischen Unterschiede schon durch andere Merkmale ersetzt oder sonst einigermaßen überflüssig geworden sind. Darüber lässt sich wohl streiten. Auf alle Fälle muss man sich aber klar machen, ob die (angebliche) Unzulänglichkeit der affixreichen Sprachen im synthetischen Flexions-system an sich begründet ist oder darin, dass etwa das System unvollkommen verwirklicht ist. Wir finden bei JESPERSEN die beiden Standpunkte abwechselnd vertreten. Die Einwände, die er gegen das synthetische System als solches erhebt, sind nicht schwerwiegend. So sind nach seiner Ansicht Formwörter zweckmässiger als Endungen, weil man diese nicht wie jene durch emphatischen Nachdruck hervorheben kann. Die Erfahrung scheint diese Erwägung nicht zu bestätigen. Der Ungar sagt unbedenklich: *A hiba benned van, nem bennem* 'der Fehler liegt an dir, nicht an mir', obschon die gegensätzlichen Endungen *-d* und *-m* keineswegs betont werden können. Der objektive Beweis dafür, dass die Antithese auch so zu ihrem Rechte gelangt, liegt darin, dass die Sprache die Möglichkeit bietet, die (nachdrucksvollen) Pronomina *te* 'du' und *én* 'ich' anzufügen: *A hiba tebenned van, nem énbennem*.

Dass ein System von sagen wir fünfzehn oder zwanzig Kasus an sich schwerfällig oder sonst unzuweckmässig sein muss, kann nicht eingeräumt werden. An der finnisch-schwedischen Sprachgrenze scheint unter den zweisprachigen Individuen die

Ansicht nicht ganz selten zu sein, dass das Finnische leichter zu sprechen sei als das Schwedische. Die teilweise ziemlich langen finnischen Endungen mit ihrer häufigen Kongruenz scheinen zusammen mit dem Legato der Rede dem Redner das Nachdenken zu erleichtern, während das Schwedische mit seinem plappernden Staccato keine Pflanzschule der bequemen Eloquenz ist. Dieser Gegensatz hängt ohne Zweifel mit der verschiedenen Struktur eng zusammen. Die grosse Anzahl der Kasus bedeutet im Finnischen keine nennenswerte Schwierigkeit. Dagegen ist der Gebrauch der Präpositionen im Schwedischen so schwierig, dass auch die gewandtesten Stilisten daran stolpern können.

Eine wirkliche Berechtigung hat die JESPERSENSCHE Sprachkritik, wenn sie gegen die Entgleisungen des synthetischen Systems im Lateinischen und anderen Sprachen richtet. Aber diese berechtigte Kritik beweist wiederum nichts gegen den affixreichen Sprachbau an sich.

Und jetzt kommen wir auf die teleologische Erklärung der analytischen Sprachentwicklung zurück. Ich werde mich kurz fassen.

Unter agglutinierenden Sprachen verstehen wir grammatisch regelmässige und durchsichtige Affixsprachen. Das Ideal einer agglutinierenden Sprache wäre eine solche, wo die Affixe durchweg eindeutig und von einander und von den Wortstämmen (oder Wurzeln) durchweg deutlich getrennt wären.¹⁾ Unten flektierenden Sprachen versteht man solche Affixsprachen, die den soeben erwähnten Voraussetzungen nicht entsprechen. Zwischen den beiden Klassen lässt sich keine feste Grenze ziehen. Eine agglutinierende Sprache wird flektierend, wenn infolge phonetischer Veränderungen die Affixe zum grossen Teil miteinander oder mit den Wortstämmen verschmelzen; solche phonetische Veränderungen haben auch zur Folge, dass verschiedene Suffixe gleichlautend werden, während andere verschwinden. Eine flektierende Sprache kann nicht ohne Zwischenstufen agglutinierend werden; sie muss zuerst sozusagen umgeschmolzen werden. Der Übergang vom agglutinierenden Bau zum flektierenden ist als ein Verfall des grammatischen

¹⁾ Esperanto ist, wie BALLY hervorhebt, eine ausgesprochen agglutinierende Sprache.

Systems zu bezeichnen. Ein neues System kann nur dann entstehen, wenn das alte entfernt ist. Dies ist der Grund, warum ausgeprägt flektierende Sprachen — wie das Urindoeuropäische und das Ursemitische — sich in ihrer späteren Entwicklung der affixarmen oder affixlosen Stufe nähern.

JESPERSEN hat also m. E. den affixreichen Sprachtypus mit einer pathologischen Form desselben verwechselt, und was er als die letzte Phase der Sprachentwicklung betrachtet, dürfte eher eine therapeutische Zwischenstufe sein.

Uppsala.

BJÖRN COLLINDER.